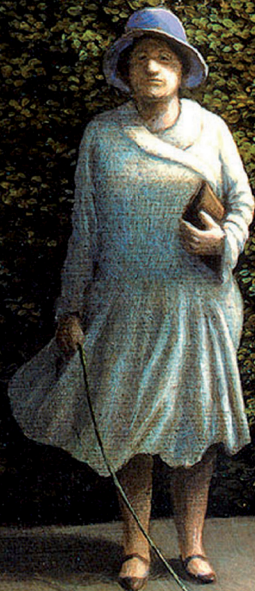
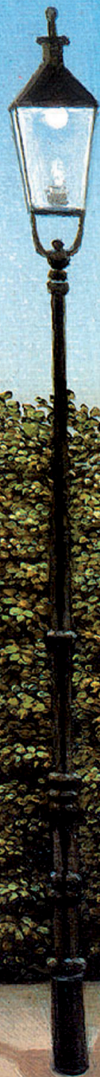


MORDSERFOLG

Sechzehn Kurzkrimis · Picus



30 Jahre Picus Verlag

MORDSERFOLG

Sechzehn Kurzkrimis

*Herausgegeben von
Dorothea Löcker und Alexander Potyka*

PICUS VERLAG WIEN

INHALT

Theodora Bauer, LETZTE STUNDEN	9
Harald Darer, RANDNOTIZ	24
René Freund, DER PEIKS-CODE	36
Egyd Gstättnner, PARADISE-NIGHT ODER: DAS GRAUSAME GESETZ DER KUNST	47
Sabine M. Gruber, DREIßIG JAHRE UND DREI TAGE ...	64
Rudolf Habringer, IST SO	80
Ivan Ivanji, LEICHEN IM GARTEN DES GENERALS	98
Germán Kratochwil, STRANDGUT	116
Daniela Meisel, SCHWEIGEN IST GOLD	133
Michael Saur, DIE REISE	146
Thomas Sautner, EUROPAS FALL	155
Sylvie Schenk, DAS DREIßIGSTE FOTO	166
Cordula Simon, GHRLEINS FRAU	177
Stefan Slupetzky, SPRECHT NUMMER 30	190
Judith W. Taschler, OPERATION MOZARTKUGEL	203
Andreas Weber, MEISTERWERK	227

Theodora Bauer

LETZTE STUNDEN

Es hätte nämlich auch so sein können – nein, eigentlich sein müssen –, dass sich alles ganz anders zugetragen hätte. Dass eingetreten wäre, was man landläufig als natürliche Konsequenz des Vorhergegangenen voraussetzt. Dass die Dinge schlicht und einfach stimmen. Aber nein, so ist es nicht gewesen, sondern anders, und Thomas fand sich an einem Ort wieder, nämlich immer wieder, von dem er sich eigentlich inständig weggewünscht hätte. Er hatte es hier mit mächtigeren Kräften zu tun, das war ihm nun klar, mit etwas Unbeschreiblichem, Großem, etwas, das außerhalb seiner Kontrolle lag. Thomas kam sich vor wie ein kleines Kind, wenn er so dachte, wie einer dieser traurigen Spinner, die etwas auf Astrologie gaben und den Lauf der Sterne am Himmel verfolgten, als würden sie an irgendeinem Abend tatsächlich einen anderen Weg einschlagen als den vorgegebenen und alle Beteiligten damit überraschen.

Thomas hatte schon länger darüber nachgedacht. Er hatte damit begonnen, sich U-Bahn-Stationen anzusehen. Das wäre nicht schlecht, dachte er sich, un-

bestritten; ein kleiner Schritt nach vorne, ein verduztetes Aufstöhnen unter den Umherstehenden, vielleicht ein spitzer Schrei, doch dann wäre es vorüber. Thomas fragte sich, ob man aufräumen müsste nach so einem Zwischenfall – sicherlich würde man müssen – und wie sich das gestalten würde. Bis wohin ging es, würde etwas auf dem Bahnsteig zu sehen sein, würde es am Ende gar die Leute treffen? Er wusste es nicht. Dann dachte Thomas an den Fahrer, an die schreckgeweiteten Augen, an seinen Mund, zu einem starren O verzogen – dass er nach Hause gehen müsste mit dem Gefühl, das dieser Aufprall hinterlässt –, dass er es sehen würde ... Thomas bedachte diese Dinge. Er kam schlussendlich von den U-Bahn-Zügen ab.

Die nächste Möglichkeit wäre eine klassische gewesen, verhältnismäßig einfach, wenn man die Schnittrichtung beachtet. Man könnte den Schaden gering halten, wenn man sich beispielsweise in eine mit Wasser gefüllte Wanne legte, um die Einrichtung nicht zu beschmutzen und die Sache schneller zu einem Ende zu bringen. Aber dann dachte Thomas daran, wie es sich anfühle, sich zu schneiden, auch nur mit einem Blatt Papier, und wie es aussehen würde, das Blut, so außerhalb des Körpers, dort, wo es eigentlich nicht hingehörte – er würde all dieses Blut sehen müssen, bevor es vorbei wäre – er wollte es nicht sehen ... ihm wurde ein wenig schlecht bei diesen Gedanken. Also kam er vom Messer ab.

Pistolen schloss er aus. Er hatte Zeit seines Lebens nichts für martialische Gesten übrig gehabt, und deshalb machte es keinen Sinn, sein Leben jetzt mit einer solchen zu beenden. Aber ein Strick, ja, das könnte ihm gefallen. Wenn man es richtig machte, wäre es schnell vorbei. Es gäbe kein Blut, was ihn persönlich sehr für diese Methode einnahm. Diejenigen, die ihn fänden, hätten nur mit einem leichten Schreck zu kämpfen; das Bild in ihrem Kopf hätte sich bald in der Belanglosigkeit einer verwegenen Geschichte verloren. Es sah ja im Grunde wildromantisch aus, wenn einer dahing, alleine, im Wald, wenn sich die Nebelschwaden unter seinen Füßen kräuselten und aus der Ferne nicht ersichtlich wäre, ob er nicht vielleicht doch noch stünde, nicht gerade dabei wäre, das Holzscheit wegzutreten, das er sich aufgestellt hatte. Man würde vielleicht hinstürzen, sehen, ob man nicht doch noch helfen könnte. Doch da wäre nichts mehr zu machen; die Dinge wären schon geschehen. Das hatte etwas sehr Beruhigendes.

Thomas genoss diese Gedanken. Es war ihm dabei so leicht ums Herz wie schon lange nicht mehr. Das erste Mal seit langer Zeit hatte er angenehme Empfindungen bei dem Gedanken an seine Zukunft. Das Leben und seine ganze Misere troff nicht aus den Dingen hervor oder sprang ihm aus seinen Gefühlen entgegen, sondern ergoss sich nun wie eine breite, träge Masse hin zu einem durchaus absehbaren Ho-

izont. Thomas fühlte, dass er zufrieden war. Das war kein schlechtes Gefühl. Er beließ es dabei und begann zu planen.

Thomas ging in den Baumarkt und ließ sich beraten. Er gab vor, eine Schaukel für sein Kind bauen zu wollen – das Kind sei übergewichtig –, das Seil müsse also genau die richtige Stärke haben, um zu tragen und trotzdem flexibel genug sein, um es an den kleinen metallenen Haken am Querbalken der Schaukel auch sicher einhängen zu können. Thomas war sehr stolz auf diese Ausrede und trug sie mit der ihm eigenen Ausdruckslosigkeit vor. Der Verkäufer schöpfte keinen Verdacht, gab ihm das richtige Produkt und wünschte ihm zum Abschluss sogar noch viel Spaß damit. Thomas bedankte sich. Die Grüße an das imaginäre Kind würde er nicht überbringen.

Thomas stapfte durch den Wald. Er war nicht sehr glücklich darüber, dass das Wetter an diesem Tag nicht angemessener war. Es war feucht und etwas zu warm für einen Herbsttag, von Nebelschwaden keine Spur. Das nasse Laub klebte ihm hartnäckig an den Stiefeln, schwer hängte sich die aufgeweichte Erde, die unter der Laubdecke verborgen lag, an seine Sohlen. Er hatte den Baum einige Tage zuvor ausgewählt. Das war eine besonders pikante Angelegenheit gewesen, da er bei seiner Suche zwei Spaziergänger begegnet war. Er hoffte inständig, dass

ihm heute niemand über den Weg laufen würde und dass sich die Leute stattdessen bequemten, ihn erst zu finden, wenn er die Sache auch tatsächlich zu einem Ende gebracht hätte.

Thomas knüpfte auf. Es war nicht schwer. Er hätte es auch bewerkstelligt, wenn er zuvor nicht geübt hätte. Das Holzscheit, das er mitgenommen hatte, war etwas zu hoch, sodass er nun mit der Nase am erwählten Ast anstand. Thomas blinzelte diesen Ast an; er roch den morschen Geruch, die leichte, aber dennoch lebendige Fäulnis, die von ihm ausging, und dann machte er einen Schritt nach vorne.

Als er wieder zu sich kam, lag er auf dem Boden. Thomas tastete, griff auf die Schlinge um seinen Nacken. Er würde Blutergüsse haben, blaue Schrammen, würde einen Schal tragen müssen. Sein Kehlkopf fühlte sich seltsam an, wie ein eingedellter Golfball steckte er ihm im Hals. Thomas rappelte sich auf. Am Baum hing ein abgerissenes Seil. Etwa dreißig Zentimeter unter dem sorgfältig geknüpften Knoten franste das Seil in die herbstfeuchte Luft hinein, hing unschuldig da, als wäre nichts passiert. Thomas hielt mühsam ein Schnauben zurück. Was für ein lächerliches Unterfangen! Er sah sich um, knüpfte wieder ab und stapfte mit ungelassenen Schritten durch das knöcheltiefe Laub davon. Gerade noch rechtzeitig erinnerte er sich daran, die Schlinge vom Hals zu nehmen, bevor er auf den Parkplatz trat. Das Holz-

scheit hatte er liegengelassen; es mochte ja sein, dass jemand anderes Verwendung dafür fand, der mehr Glück hatte als er.

Zu diesem Zeitpunkt hatte Thomas noch an einen Zufall geglaubt. Dieses Vorkommnis war ihm als eine unwahrscheinliche, aber logische Ausnahme erschienen, etwas, das jedem passieren konnte, wenn sich die Umstände nur richtig fügten. Und da es zu den unangenehmen Dingen auf dieser Welt gehörte, musste es natürlich auch ihm passieren. Es hätte ihn nicht einmal sonderlich überraschen dürfen, dachte er damals. Aber nun wusste er es besser.

Thomas kaufte sich ein Zelt. Er hatte von einer Methode gehört, einer ganz einfachen, schmerzlosen; einer, die mit erfreulich wenig Blut auskam. Man brauchte lediglich einige Einweggriller, Kohle und Werkzeug zum Unterzünden. Dann hatte man zu warten, bis sich genügend Kohlenmonoxid im Zelt gebildet hätte, und dann wäre es vorbei. Thomas baute also auf, entzündete die Griller, spürte noch eine Falte im Zeltboden, als er sich niederlegte, und dann wusste er nichts mehr. Als er wieder erwachte, waren die Griller ausgebrannt und Thomas war noch am Leben. Er setzte sich auf und sah auf die Uhr. Keine dreißig Minuten war er da gelegen; die erhoffte Ewigkeit war enttäuschend schnell vorbei gewesen und hatte nur ein ekliges Gefühl in ihm hinterlassen. Sein

Kopf schmerzte, ihm war furchtbar schlecht, aber er würde sich nicht übergeben. Kotze mochte er ebenso wenig wie Blut. Thomas tastete am Zeltrand entlang, es dröhnte ihm in den Ohren, und dann entdeckte er, dass eines der Lüftungsfenster nicht verschlossen gewesen war. Fast schon höhnisch sah ihn das halb geöffnete Fenster an, seine Lasche hing provokant herunter. Thomas hatte dieses Fenster vorher geschlossen. Er war sich nicht sicher – er wusste es. Und wieso brauchte ein Zelt überhaupt Fenster?

An diesem Punkt begann Thomas zu zweifeln. Nicht an sich selbst, nein, er schien sich noch am vernünftigsten, am ehesten berechenbar in dieser ganzen Kette von unerfreulichen Ereignissen. Zwei Mal hatte er es nun schon probiert, zwei Mal hätte es klappen müssen, und zwei Mal war es missglückt. Irgendetwas hatte sich gegen ihn verschworen, hatte sich ganz entschieden gegen ihn gewandt, das wurde Thomas nun klar. Er spürte es in der Materie, die seine Zellen waren, in den kleinen Zwischenräumen und Bahnen, die sie miteinander verbanden. In seinen eigenen Code, in seine DNA war eine Möglichkeit eingebaut, ein Shortcut, ein höhnischer Opt-out-Button, dessen er bis dato nicht gewahr gewesen war. Operationen zur Selbsterstörung wurden nahtlos abgebrochen, es war unmöglich, diesen Computer herunterzufahren. Welche Barbarei! Nicht nur war er selbst ein Fehler in der

Materie, ein tragisches Missgeschick im Quellcode, ein Plug-In, das sich beständig selbst zum Absturz brachte, nein, man hatte es ihm auch verunmöglicht, diesen Fehler, den er doch so deutlich sah, zu beseitigen. Etwas Falsches zu sehen, ohne es ausbessern zu können? Immer im Angesicht eines derartigen Patzers leben zu müssen? Thomas wusste nicht, womit er das verdient hatte. Aber er war sich ziemlich sicher, dass derjenige, der seine Lage zu verantworten hatte, sehr genau wusste, was er tat.

Nun würde Thomas auf Nummer sicher gehen. Er hatte mit großer Mühe einen Berg erklommen – derartige Anstrengungen lagen ihm nicht –, und nun stand er schweißgebadet und von einem eigenartig scharfen Odeur umfassen an der Kante, die ihm nun endlich zu seinem Ende verhelfen würde. Er hielt die Nase in die Luft, der trockene Herbstwind blies ihm kühl um die Ohren. Ihm war nicht kalt; er war viel zu erhitzt dafür. Thomas hatte sich diesen Abbruch angesehen, von oben und von unten. Er hatte eine schmale Wand gewählt, etwas zu schmal vielleicht, aber es war die einzige, an der es keine Felsvorsprünge gab, auf denen er auf wundersame Art und Weise zum Liegen hätte kommen können. Die Wand war keine fünf Meter breit, dafür ging es sicher gute dreißig bis zum Boden. Dort, wo er aufkommen würde, war nur Stein. Erst einige Meter darunter verflachte

sich der Grund und mündete wieder in den Wald. Zu beiden Seiten der Wand wuchsen einige erstaunlich mächtige Föhren in den Himmel. Thomas wusste nicht, wie sie es hier aushielten, im faktischen Nirwana stehend, auf unmöglich kleinen Vorsprüngen aus Stein, genährt von Luft und Sonne und der Pisse einiger Wanderer, die sie wohl genau von dieser Kante aus wässerten.

Ein Windstoß fuhr ihm über den Kopf. Thomas strich sich das Haar zurück, schüttelte es aus den Augen. Der Wind hatte in der letzten Stunde an Kraft gewonnen, die Föhren zu beiden Seiten der Wand schwankten bedenklich. Thomas blickte in die Ferne. Er kam sich einen Moment lang waghalsig vor, heroisch sogar, wie ein tragischer Held, der sich gegen die unbesiegbare Übermacht wendet und einen selbstlos aufopfernden Kampf dagegen führt, dessen Ende im Nachhinein immer sehr absehbar scheint. Thomas spürte, wie ihm der Wind in die Lungen zischte, wenn er den Mund öffnete, wie er sich ihm in den Rachen drängte und ihm regelrecht den Atem nahm. Dann machte er einen Schritt nach vorne. In diesem Moment sah er aus dem Augenwinkel ein grünes Rauschen, er prallte auf etwas, krallte sich daran fest, dieses Etwas prallte auf etwas anderes, es tat einen enormen Krach, und dann wurde ihm schwarz vor Augen.

Das Erste, was Thomas spürte, war, dass ihn fror. Er blickte sich um; die Sterne standen am Himmel, in der Ferne blinkte die Stadt, und hoch über allem der Mond, der heute mit ungewöhnlicher Helligkeit auf ihn herunterleuchtete. Thomas sah an sich herab. Er lag auf einer – nein, auf zwei Föhren – sie hatten sich in der Wand verkeilt – sie mussten gestürzt sein, als er gesprungen war. Thomas konnte es nicht fassen. Die Stille dröhnte ihm in den Ohren, weit in der Ferne das leise Brummen der Autobahn. Sein Arm tat höllisch weh. Thomas merkte, dass er zwischen den zwei gefallenen Föhren verkeilt war. Er zog den Arm vorsichtig heraus; das war ein saftiger Bruch. Welch Ironie des Schicksals, dass er nach seinem Selbstmord noch etwas spürte! Thomas setzte sich auf, mit einem kleinen Sprung stand er auf dem Boden. Die Föhren schimmerten weißlich im Mondlicht; er konnte sehen, dass sie sich keinen halben Meter über dem Boden in der Wand verkeilt und seinen Fall gebremst hatten – wie ein Rauchfangkehrer, der die Beine an die Mauer klemmt, um nicht abzustürzen, oder wie übermütige Jugendliche, die den Türrahmen für derartige Turnübungen nutzen. Thomas blinzelte, fast nachdenklich blickte er auf die Stämme, dann wandte er sich mit einer abrupten Bewegung ab. Er stieg im Mondlicht hinunter; für einen Unfall war es viel zu hell, und außerdem hätte er dazu nun nicht mehr die Kraft dazu gehabt. Thomas fuhr mit einem gebroche-

nen Arm nach Hause und wies sich dann selbst – was für eine Erniedrigung – ins Krankenhaus ein.

In der Notaufnahme hatte man nicht viel gefragt. Das hatte ihn am meisten gewundert. Da kommt einer mitten in der Nacht und sagt, er habe einen Alpinunfall erlitten, und niemand fragt nach. Thomas war nach Hause gefahren, hatte kurz und unruhig geschlafen, und nun war er wieder auf den Beinen. Die Menschen um ihn herum quollen in Trauben von der einen U-Bahn-Station in die andere, ein träges Gleiten, ein dicker Fluss ihm gänzlich unbekannter Individuen. Thomas zögerte kurz, immer zögerte er kurz; auch nach so vielen Jahren in der Stadt wusste er noch nicht, welchen Abgang er nehmen sollte. Er warf einen kurzen Blick auf die Schilder, gleich darauf hätte er sich schelten können, dass er es überhaupt vergessen hatte, und nahm den linken Abgang zur U-Bahn, die stadtauswärts fuhr.

Es ist nämlich so, dass sich zwei Dinge physisch nicht zur selben Zeit am selben Ort befinden können. Es kann sich immer nur ein Ding mit sich selbst am selben Ort befinden, dann ist es mit sich selbst identisch, und alles, was das nicht ist, was also nicht dieses Ding ist, das eigentlich da ist, das wird zerquetscht oder gefressen oder verpufft oder es ist schlicht nicht vorhanden. Thomas wusste das. Er setzte sich. Die Bänke in der Station waren weiß und immer mit ei-

nem bemerkenswert hartnäckigen Film beschmiert, aus Fett und Dreck und manchmal Taubenscheiße. Taubenscheiße in den offenen Stationen. Dies hier war eine offene Station. Man konnte die U-Bahnen sehen, wie sie einfuhren, von einem kleinen Hügel herunter bis in die Station hinein. Wegen des Hügels sah man die Bahnen schon vom Bahnsteig aus, konnte sich fertig machen, aufstehen, sich an die Stellen begeben, an denen sich die Türen öffnen würden, bevor sie sich noch vor einem selbst manifestiert hatten. Der Hügel war kaum zu bemerken, wenn man in der Garnitur saß, aber von hier aus sah man ihn deutlich. Thomas war diese Strecke schon oft gefahren. Thomas war alle Strecken schon oft gefahren und hatte sich überlegt, wo es am besten wäre. Er blieb sitzen, ließ einige Züge durchfahren, beobachtete, wie sie die Hügelkuppe hinunterglitten, wie sie sich um eine kleine Biegung am anderen Ende der Station wieder entfernten. Er saß da und wartete. Thomas wusste nicht, worauf er wartete. Der Gipsarm in der Schlinge stand seltsam von ihm ab. Er hielt ihn immer ein bisschen angespannt, obwohl er ihn eigentlich in die Schlinge hätte sinken lassen können. Er wusste nicht, wieso er das tat oder vielmehr, wieso er das nicht tat. Thomas wusste vieles nicht. Aber er hatte sich damit abgefunden. Man hatte ihn gebrochen, nicht nur den Arm, alles an ihm, den Willen, die Struktur, das Alles, in dem er sich befand. Thomas konnte kein Ende

finden. Er hätte es gerne so beendet, wie es sein Stil war – sauber, glatt, *clean* – und jetzt so was. Das. Ein Ende in Stücken. Man hatte ihn verrückt gemacht, weich in der Birne, er war in letzter Zeit zu oft draufgefallen, ohne davon zu sterben. Thomas saß da und sah den Zügen beim Fahren zu, den Zügen, die mit sich selbst identisch in die Station einfuhren, die sich ihrer selbst gänzlich gewahr wieder fortbewegten, die keinen Spalt in der Einheit hinterließen, die sie mit ihrer Möglichkeit verband. Einer stand vor ihm, kam gerade gemächlich zum Halten. Es tutete. Die Türen öffneten sich, Menschen glitten hinein und heraus. Thomas hatte sich damit abgefunden. Was würde schon passieren, wenn er sich nun vor diesen Zug warf oder vor den nächsten oder übernächsten? Nichts würde passieren. Er würde auferstehen wie ein zerfledderter Phönix aus der Asche. Er wäre die Möglichkeit des Unmöglichen, wieder einmal, und würde sich so hundeehend fühlen wie die Male zuvor. Aus dem Augenwinkel sah er eine Bewegung, noch weit entfernt, auf dem kleinen Hügel vor der Station. Ein Blitzen auf den Gleisen, etwas, das sich gemächlich im Sonnenschein an die Schienen schmiegte und sich der Station näherte. Thomas merkte, wie seine Aufmerksamkeit zu diesem Ding hinüberschwappte. Zuerst dachte er, der Zug fahre in die andere Richtung. Aber dann fiel es ihm wieder ein: Es war nicht möglich. Ganz und gar nicht; nein – ein Objekt an einem

Ort zu einer Zeit. Oder zwei an zwei Orten zu einer Zeit. Oder zwei an einem Ort zu zwei Zeiten. Aber nicht beide zur gleichen Zeit am selben Ort. Der Zug kam heruntergefahren, wie eine Modelleisenbahn sah er aus, größer werdend, wirklicher. Thomas wunderte sich noch, wieso der Zug, der vor ihm stand, die Türen nicht geschlossen hatte, und dann, auf einmal – ein lichter Moment – ein Knall, die Dinge verschoben sich ... Ein kleiner Riss in der Welt tat sich auf und Thomas warf sich ihm entgegen. Er sah das Gesicht des Fahrers nicht, nur zwei Scheinwerfer, die auf ihn zukamen und ihn anblickten, zwei lidlose Augen, zwei lichtgemachte Pfähle, die ihn freundlich anglühten. Der genaue Moment, an dem sie ihn berührten, brannte sich in seine Brust hinein. Eine Welle der Freude durchströmte ihn – solche Freude – er hörte Splittern – wie interessant – eine Menge Blut – eine Menge – und dann spürte er Kühle, himmlische Kühle und irgendwo darin kleines bisschen, nur ein ganz kleines bisschen Schadenfreude.

Thomas wachte auf. Noch war es finster. Der Wecker hatte sich eingeschaltet und spielte Nachrichten. Ein leises Brummen war zu hören, die Fahrzeuge unter seinem Fenster, die Morgenungeduld, die aus den aufgereihten Autos zu ihm nach oben schwappte. Er griff unter sich. Ein Polster. Er lag. Sein Nachttisch. Thomas holte aus, schlug, der Wecker krachte auf den

Boden. Er war nicht kaputt. Die Stimme des Nachrichtensprechers hallte dumpf aus den Lautsprechern. Wie um ihn zu verhöhnen, hatte sie einen betroffenen Ausdruck angenommen. Ein Unfall. Es fehlten die Worte. Thomas starrte an die Wand, er konnte Muster darin erkennen. Die Finsternis spiegelte sich an der Oberfläche, von der er wusste, dass sie im Licht weiß sein würde. Dreißig Tote in dem einen, mehr noch in dem anderen Zug. Ein großes Unglück, diese Ausmaße, nie hatte es hier noch so etwas gegeben, und noch dazu in einer U-Bahn! Die Muster schillerten vor seinen Augen, flimmerten, er hatte nicht mehr da zu sein, verdammt noch mal, wieso war er noch hier? Auch einige Menschen auf dem Bahnsteig, besonders tragisch, manche seien gelaufen, niemand habe es geschafft – Thomas hustete, spie aus, spuckte auf den Boden. Er nahm seinen Kopf mit beiden Händen und schlug ihn gegen die Wand. Es krachte nicht. Gedenken wir nun eine Minute den – Pardon, der – Thomas schlug auf den Wecker, noch mal, und noch mal, und diesmal blieb er still. Die Tränen fühlten sich seltsam an, so lange hatte er schon nicht geweint. Sie brannten auf den Wangen. Thomas tat einen wackeligen Seufzer. Ihm war zum Sterben zumute.